

Péter Maitz (Augsburg, Deutschland / Debrecen, Ungarn)

Der Familienname als Ausschluss- und Machtinstrument¹ Eine kritisch-diskursanalytische Fallstudie

1. Problemstellung

Das lange 19. Jahrhundert ist das Jahrhundert des Untergangs deutscher Familiennamen in Ungarn. Zwischen 1814, dem Jahr also, in dem Kaiser Franz I. das von Joseph II. 1787 erteilte Verbot der Namenänderungen aufgehoben hatte, und 1918, dem Zusammenbruch der Habsburgermonarchie, sind insgesamt über 76.000 Anträge auf Familiennamenänderungen offiziell genehmigt worden.² Die Zahl der unmittelbar betroffenen Personen muss aber durch direkte Familienmitglieder deutlich höher, in Hunderttausendhöhe gelegen haben. Der überwiegende Teil der Namenwechsler war jüdischer oder deutsch-christlicher Herkunft und trug ursprünglich zum weit überwiegenden Teil deutsche Familiennamen.³ Die Richtung der Namenänderung war in jedem Fall eindeutig: Es ging so gut wie immer um **Namenmagyarisierung**, die durch Namenssubstitution, Namen(teil)übersetzung und/oder grafische/lautliche bzw. morphologische Anpassung an das ungarische Familiennamensystem zu erfolgen hatte.⁴

Diese Namenmagyarisierungen haben in den Jahrzehnten nach 1881 Form und Ausmaß einer regelrechten nationalen Bewegung angenommen. Und nicht nur in dem Sinne, dass 71.800 der im genannten Zeitraum genehmigten insgesamt über 76.000 Anträge in die Jahrzehnte zwischen 1881 und 1918 fallen, sondern auch insofern, als in diesen letzten vier Jahrzehnten des Bestehens der Österreichisch-Ungarischen Monarchie ein ausgedehnter öffentlicher und auch politischer Diskurs um die Namenmagyarisierungen in Ungarn entstand.

¹ Die Forschungen, die dem Aufsatz zu Grunde liegen, wurden durch ein Forschungsstipendium der Alexander von Humboldt-Stiftung gefördert.

² Vgl. Karády/Kozma (2002), S. 28.

³ Die deutschen Familiennamen der ungarischen Juden gehen zum Großteil auf das ausgehende 18. Jahrhundert zurück, die Zeit also, wo Ungarn noch unter der unterdrückenden Habsburgerherrschaft und somit unter deutscher Sprachdominanz stand. Durch den erwähnten Erlass „Zur Vermeidung aller Unordnungen“ (10426/aul.) Josephs II. wurden sie mit Geltung vom Januar 1788 zum Tragen zweigliedriger Personennamen und deutscher Rufnamen verpflichtet. Der Erlass hatte ihnen die Aufnahme deutscher Familiennamen *expressis verbis* zwar nicht vorgeschrieben, deren Notwendigkeit aber durch seinen Inhalt und seine Grundhaltung eindeutig nahegelegt.

⁴ Zu den Magyarisierungsstrategien sowie deren ästhetischen, funktionalen und sprachlichen Prinzipien vgl. Maitz/Farkas (im Druck).

Dieser Namenmagyarisierungsdiskurs hatte einen eindeutigen, sehr ausgeprägten propagandistisch-persuasiven Charakter. Die im untersuchten Zeitraum in den Printmedien erschienenen einschlägigen Texte (Beiträge in Zeitungen und Zeitschriften, praktische Ratgeber) verkörpern von ihrer Intention und Funktion her – nach der sprechakttheoretisch orientierten Textsortentypologie von Eckard Rolf (1993) – von eher wenigen Ausnahmen abgesehen allesamt direktive, d. h. zum Handeln auffordernde Gebrauchstextsorten. Sie verfolgen das deklarierte primäre Handlungsziel, die Namenmagyarisierungen zu fördern, die Träger nichtungarischer Familiennamen von Nutzen und Notwendigkeit der Magyarisierung zu überzeugen und (teilweise) ihnen durch praktische Anweisungen bei der Auswahl eines ‚richtigen‘, ‚wohl klingenden‘ ungarischen Namens Hilfe zu leisten.

Im Mittelpunkt der nachfolgenden Analysen soll dieser Namenmagyarisierungsdiskurs stehen. Das Ziel meiner Untersuchungen wird also nicht die philologische Analyse der zahlreichen einzelnen Namenmagyarisierungsfälle sein, umso weniger als diese Aspekte der Problematik, d. h. die Frage, welche Namen von welchen ethnolinguistischen Gruppen wie magyarisiert wurden, an anderer Stelle bereits relativ ausführlich behandelt worden ist.⁵ Durch eine philologisch orientierte Namenanalyse könnte außerdem gerade jene zentrale Frage nicht beantwortet werden, warum Familiennamen im Allgemeinen und allochthone Familiennamen im Besonderen in der gegebenen historischen Situation zur Konfliktquelle werden konnten. Das Konfliktpotential von Namen lässt sich nämlich keineswegs aus ihrer sprachlichen Gestalt ableiten und erklären. Vielmehr wurzelt es in denjenigen Sprach- und Namenideologien, in deren Spiegel Namen innerhalb einer Gesellschaft gesehen und bewertet werden. Ein und derselbe Name, der gestern noch sozial unmarkiert und unauffällig war, kann durch neue, ideologisch hergestellte Norm- und Wertvorstellungen morgen schon markiert sein und als Stigma gelten. Von diesem Leitgedanken ausgehend möchte ich im Folgenden diejenige **Namenideologie**⁶ und ihre **diskursive Umsetzung** in den Fokus meiner Analysen rücken, die aus Familiennamen nichtungarischer Herkunft überhaupt erst ‚fremde‘ Namen gemacht hatte, das Tragen bis dahin nicht markierter allochthoner Familiennamen somit zu einer Konfliktquelle werden ließ und in diesem Sinne als der eigentliche Auslöser der Namenmagyarisierungsbewegung angesehen werden kann.

⁵ Vgl. Maitz/Farkas (im Druck).

⁶ Unter dem Begriff ‚Namenideologie‘ verstehe ich das kulturell bedingte, entlang sozialer, moralischer und/oder politischer Werte definierte Gedanken- und Wertesystem, das von einer Gemeinschaft zur Legitimierung und Bewertung eigener und wahrgenommener Namengebrauchsformen eingesetzt wird. Zur (sozio)linguistischen Verwendung des Ideologiebegriffs im Allgemeinen und zur Problematik sprachlicher Ideologien im Besonderen vgl. z. B. Schieffelin/Woolard/Kroskity (1998), Irvine/Gal (2000).

Das Anliegen der vorliegenden Studie wird also die **kritische Diskursanalyse** des öffentlichen, printmedialen Namenmagyarisierungsdiskurses im dualistischen Zeitalter (1867–1918) sein, wobei der Familienname in seiner Funktion als **Ausschluss- und Machtinstrument** im Mittelpunkt stehen wird. Die diskursive Konstruktion von Dominanz, Macht und Außenseitertum war nämlich im Namenmagyarisierungsdiskurs von zentraler Bedeutung. Sie stellte eine der wichtigsten Strategien dar, mit deren Hilfe das diskursive Handlungsziel, nämlich die Überzeugung von der Notwendigkeit der Namenmagyarisierung erreicht werden sollte – und wie die Zahl der genehmigten Anträge zeigt, zu einem bedeutenden Teil auch erreicht wurde. Somit wird durch die nachstehenden Analysen vor allem auch zu zeigen sein, durch welche diskursiven Strategien, argumentativen Topoi und sprachlichen Realisierungsformen diese Dominanz hergestellt und die Stigmatisierung bzw. Exklusion fremder, allen voran deutsche Familiennamen tragender sozialer Gruppen vollzogen wurde.

2. Hintergrundannahmen, Methode

Von den zahlreichen, in den letzten Jahren entstandenen und etablierten diskursanalytischen Ansätzen⁷ sind die nachfolgenden Analysen, wie gesagt, der stärker soziolinguistisch geprägten Kritischen Diskursanalyse⁸ (Critical Discourse Analysis – im Weiteren: KDA) verpflichtet. Dementsprechend betrachten sie Sprache bzw. Sprachgebrauch im sozialen Kontext, haben also die reale, unmittelbar beobachtbare Kommunikation zum Gegenstand. Im Gegensatz zur Auffassung mancher klassischer soziolinguistischer Ansätze⁹ liegt ihnen allerdings – im Sinne der KDA – das Postulat eines **dialektischen** Verhältnisses zwischen Sprache und Gesellschaft, d. h. zwischen Diskurs und sozialem Kontext zu Grunde. Sie basieren also auf der Annahme, dass Diskurse zum einen vom sozialen Kontext geformt und geprägt werden, zum anderen aber diese Diskurse zugleich auch selbst soziale Wirklichkeit schaffen und gestalten.¹⁰

Die KDA, die hier angewendet wird, definiert sich bewusst und entschieden als **angewandte** Textwissenschaft, und als solche will sie ihre Forschungen in den Dienst der Lösung bzw. Behebung realer gesellschaftlicher Probleme und Konflikte stellen.

⁷ Für einen Überblick über die verschiedenen diskurslinguistischen Ansätze und zu deren Möglichkeiten und Grenzen vgl. Jaworski/Coupland (2006), Jørgensen/Phillips (2002), van Dijk (1997) sowie aus germanistischer Sicht Bluhm [u. a.] (2000) und Warnke (2007).

⁸ Die Ausführungen in diesem Absatz müssen sich zwangsläufig auf die Präsentation einiger der fundamentalsten Definitionsmerkmale der KDA beschränken. Für eine ausführlichere Darstellung von Gegenstand, Ziel, Theorie und Methode der KDA vgl. Fairclough (1995), Jäger (2004), Pollak (2002) sowie die Beiträge in Wodak/Chilton (2005) und Wodak/Meyer (2001).

⁹ Vgl. Jäger (2004), S. 27 ff.

¹⁰ Vgl. Wodak [u. a.] (1998), S. 42.

Mit diesem Selbstverständnis hängt auch ihre ausgeprägte **Interdisziplinarität**¹¹ zusammen, die letzten Endes aus der Überzeugung resultiert, dass die diskursiv erzeugten und vermittelten Probleme und Konflikte unserer Gesellschaft (wie z. B. der Fundamentalismus, die Xenophobie, der Sexismus, Rassismus oder Antisemitismus) viel zu komplex sind, als dass ein reduktiver, eindimensionaler Zugang zu ihnen zufriedenstellend sein könnte. Mit dieser Überzeugung lässt sich also vor allem erklären, dass die KDA nicht nur auf das Instrumentarium zahlreicher linguistischer Disziplinen (wie der Rhetorik, Pragmatik oder Textlinguistik) zurückgreift, sondern gleichzeitig auch enge Bezüge zur Soziologie, Politologie aber auch der Philosophie hat.

Die KDA fragt nicht nur nach den Regeln und Strukturen von Diskursen, sondern betrachtet diese funktional, indem sie Diskurse als soziale Handlungsformen auffasst, durch die Wissensobjekte, Situationen, soziale Rollen, Identitäten und Beziehungen konstituiert und geformt werden. Dementsprechend betrachtet sie auch die Bedeutung von sprachlichen Strukturen keineswegs als invariant und von vornherein gegeben, sondern geht vielmehr davon aus, dass sprachliche Bedeutungen vor dem Hintergrund der jeweiligen Handlungsinteressen und -intentionen der Beteiligten, entlang der von ihnen vertretenen Ideologien diskursiv hergestellt und ausgehandelt werden. Auf diese Weise positioniert sich die KDA an der Schnittstelle von Linguistik und Ideologiekritik und stellt sich in die philosophische und soziologische Tradition der Kritischen Theorie.¹² Sie will zeigen, entlang welcher Ideologien sprachliche Bedeutungen konstituiert, d. h. in welche sozialen Wertssysteme sie eingebettet werden, und welche Interessen sie auf diese Weise als selbstverständlich oder natürlich herausstellen oder eben in ihrer Selbstverständlichkeit oder Natürlichkeit anzweifeln wollen. Und auch umgekehrt: Sie will – gerade zu diesem Zweck – die diskursiven Strategien und Topoi sowie deren sprachliche Realisierungsformen aufdecken bzw. ‚entlarven‘, mit deren Hilfe die jeweils in Frage stehenden Ideologien hergestellt oder eben in Frage gestellt werden. Die Forschungen der KDA sind somit – ähnlich zu denen der (amerikanischen) Soziolinguistik – deklariert einem aufklärerischen Engagement verpflichtet, indem sie durch ihre deskriptiven Methoden zur Enthüllung und dadurch zur Behebung ideologiegeleiteter, sprachlich hergestellter und vermittelter Missstände, Ungerechtigkeiten und Konflikte beitragen wollen.¹³

¹¹ Paradoxerweise ist gerade diese nicht nur deklarierte, sondern auch verwirklichte Interdisziplinarität, d. h. die Ablehnung und Überschreitung (starrer) etablierter disziplinärer Grenzen der wichtigste Grund, warum sie dann oft bis heute noch vielfach auf Skepsis und Distanz stößt: Es wird ihr sozusagen die Verwirklichung dessen übel genommen, was (auch) in den Geistes- und Sozialwissenschaften schon seit Jahrzehnten als Leitprinzip bzw. Ideal – aber oft eben nur als das – verkündet und propagiert wird. Zur Frage der Interdisziplinarität in der KDA vgl. Weiss/Wodak (2003).

¹² Vgl. Pollak (2002); Wodak [u. a.] (1998), S. 41 ff.

¹³ Vgl. Wodak [u. a.] (1998), S. 43 f.

Im zu untersuchenden Diskurs war das ideologische Instrument, durch das – zur Verwirklichung nationalpolitischer Machtinteressen – soziale Ungleichheit hergestellt wurde, der Familienname. Durch dessen nationalpolitische Instrumentalisierung wurden Interessengegensätze generiert und dadurch zwei einander gegenüberstehende, bis dahin nicht existierende soziale Gruppen konstruiert: die der Träger ungarischer Familiennamen einerseits und die mit nichtungarischen (zumeist deutschen) Familiennamen andererseits. Wie die diskursive Konstruktion dieser Gruppengrenzen vorgenommen wurde, wird im Folgenden zu zeigen sein. Bevor aber diese Seite der Medaille, d. h. die sprachliche bzw. diskursive Konstruktion von sozialer Wirklichkeit dargestellt wird, soll zuerst die andere Seite kurz vorgestellt werden: derjenige soziale und ideologische Kontext also, der den Namenmagyarisierungsdiskurs induziert und seinen Verlauf geprägt hatte.

3. Der weitere Diskurskontext: der sozialhistorische Hintergrund

Das weitere soziale und politische Umfeld, in dem der Namenmagyarisierungsdiskurs stattfand, war – den anderen Ländern Europas im ausgehenden 19. Jahrhundert ähnlich – sehr stark von der politischen Ideologie des **Nationalismus** geprägt. Nach der 160-jährigen Türkenherrschaft (1526–1686) und der darauf folgenden habsburgischen Unterdrückung ging es auf der makropolitischen Ebene in Ungarn zu dieser Zeit vor allem darum, einen modernen, unabhängigen, bürgerlichen Nationalstaat zu konstituieren und zu entfalten. Die (partielle) politische Autonomie wurde im Jahre 1867 durch den sogenannten Ausgleich zwischen Ungarn und Österreich, die Gründung der k. u. k. Monarchie also, erreicht. Daneben galt aber im Sinne des herrschenden Herderschen Ideals „eine Nation – eine Sprache“ als eine weitere zentrale nationalpolitische Forderung, eine einheitliche, kultivierte Nationalsprache zu schaffen, die – im Sinne der sprachnationalistischen Ideologie – die nationale Unabhängigkeit und Einheit nicht nur abbildet und symbolisiert, sondern diese sogar erst konstituiert.¹⁴

Dass die ungarische Sprache auf diese Weise bei der Konstruktion nationaler Identität eine zentrale, wohl auch im internationalen Vergleich sehr prominente Rolle bekam, hängt vor allem mit zwei Faktoren zusammen. Zum einen muss man beachten, dass das Ungarische in den vorangehenden Jahrhunderten – nach bzw. neben der lateinischen – unter starker deutscher Sprachdominanz¹⁵ stand. Letztere resultierte aus der ausgeprägten germanisierenden Sprachenpolitik der unterdrückenden Habsburger, die in der Sprache ebenfalls ein Machtinstrument sahen und es auch effektiv zu in-

¹⁴ Vgl. Maitz (2008), S. 24 ff.

¹⁵ Der Begriff ‚Dominanz‘ bezieht sich hier keineswegs auf die Sprecherzahlen, sondern vielmehr auf den sprachpolitischen und sozialen Status der Sprache.

strumentalisieren wussten.¹⁶ So war es möglich, dass das Ungarische nach langwierigen politischen Bemühungen erst 1844 als Amtssprache Ungarns eingeführt werden und in die Domänen der offiziellen bzw. formellen Schriftlichkeit eindringen konnte. Zum anderen war Ungarn im 19. Jahrhundert ein ausgeprägt mehrsprachiger und multikultureller Vielvölkerstaat mit zahlreichen ethnischen und sprachlichen Gruppen. Die ungarische Nationalität war Ende des 18. Jahrhunderts sogar in der Minderheit, ihr Anteil unter der Gesamtbevölkerung betrug nach einstimmigen Schätzungen nicht mehr als 40 Prozent.¹⁷ Dies bedeutet zugleich, dass in vielen Regionen des Landes auch die ungarische Sprache in der Minderheit war, andere Sprachen, zumeist das Deutsche, bildeten dafür die Mehrheit. So bekannte sich etwa im – damals noch nicht zu Budapest vereinten – Pest-Buda auch noch 1851 erst 36,6 Prozent der Bevölkerung zu Ungarisch als Muttersprache.

Diese beiden Faktoren hatten zur Folge, dass die aus der herrschenden sprachnationalistischen Ideologie resultierende Sprachenfrage sich in verstärkter Form meldete. Die nationalsymbolische Instrumentalisierung von Sprache bot nämlich zum einen die Gelegenheit, an Stelle der bisherigen sprachlichen Vielfalt eine auch sprachlich homogene und einheitliche Nation zu schaffen – und zwar mit Vormachtstellung der Nationalsprache, d. h. des Ungarischen. Zum anderen zielten die sprachnationalistischen Bestrebungen zugleich auf die sprachliche Unabhängigkeit ab, galten also als ein symbolischer Widerstandsakt zur endgültigen Behebung der aufgezwungenen deutschen Sprachdominanz.

Dass ein Großteil von Ungarns Bevölkerung im 19. Jahrhundert einen nichtungarischen ethnischen und sprachlichen Hintergrund hatte, bedeutete zugleich auch, dass ein Großteil der Bevölkerung nichtungarische Familiennamen trug. Vor allem war die Zahl derer besonders hoch, die deutsche Familiennamen hatten. Zum einen waren es deutschsprachige Gruppen mit einem deutsch-christlichen Hintergrund, die im Laufe der Jahrhunderte aus den deutschsprachigen Ländern in großer Zahl nach Ungarn einwanderten.¹⁸ Zum anderen aber – in der Mehrheit der Fälle sogar – auch Personen jüdischer Herkunft, die spätestens seit Ende des 18. Jahrhunderts, seit dem oben erwähnten Erlass Josephs II., deutsche Familiennamen trugen.¹⁹

Diese Familiennamen wurden durch das Aufkommen und Vorherrschen der nationalen Sprachideologie zu einer bedeutenden Konfliktquelle. Einerseits waren sie ja dem ungarischen Namensystem fremde Elemente und als solche standen sie der for-

¹⁶ Vgl. Eder (2006), S. 144 ff.

¹⁷ Vgl. Karády/Kozma (2002), S. 20.

¹⁸ Zu Herausbildung und Geschichte der deutschen Sprachgemeinschaft Ungarns vgl. Hutterer (1961), Maitz (2005), S. 71 ff. sowie die dort zitierte Literatur.

¹⁹ Aufgrund der einschlägigen Archivmaterialien über den Zeitraum zwischen 1894 und 1956 trugen 85 Prozent der in diesem Zeitraum magyarisierenden Juden ursprünglich einen deutschen Familiennamen, nur 12,5 Prozent einen traditionellen jüdischen und 1,3 Prozent einen slawischen (vgl. Karády/Kozma 2002, S. 23); vgl. Fußnote 2.

malen, sprachlichen Einheit der Nation, die als hypostasierte Voraussetzung für den nationalen Aufstieg galt, im Wege. Wohl noch wichtiger ist andererseits aber, dass der zeitgenössische ungarische Sprachnationalismus den Familiennamen auch an sich als Nationalsymbol instrumentalisiert hatte.²⁰ Der ungarische Familienname wurde zum Symbol und zum Instrument der Konstruktion ungarischer nationaler Identität erklärt, was natürlich zwangsläufig zur Folge hatte, dass fremde Familiennamen mit ungarischer nationaler Identität inkompatibel wurden. Der Familienname wurde auf diese Weise zum Ausschlussinstrument, indem der ungarische Familienname seinen Träger in die nationale *Wir*-Gruppe, die von der von ihr verbreiteten Ideologie nunmehr in eine Machtposition gerückt wurde, eingliederte, während der nichtungarische Name im Gegenteil eine ausgliedernde Funktion übernahm.

Aus diesem – wohlgermerkt: ideologisch generierten – Namenkonflikt wuchs dann ab den 70er Jahren des 19. Jahrhunderts, parallel zum Aufschwung nationalstaatlicher Bestrebungen nach dem Ausgleich, allmählich der öffentliche Namenmagyarisierungsdiskurs heraus, der vor allem durch die Gründung der Zentralen Namenmagyarisierungsgesellschaft (ungar. Központi Névmagyarosító Társaság) im Jahre 1881 sogar einen institutionellen Hintergrund bekam. Um die Frage entstand aber zugleich auch ein politischer Diskurs, an dem sich in Form nicht selten feuriger Debatten sogar das ungarische Parlament beteiligt hatte. Die systematische Berücksichtigung dieses politischen Teildiskurses würde aber den Rahmen dieser Studie sprengen. Daher werde ich mich im Folgenden auf die Analyse des ausschlaggebenden öffentlichen, printmedialen Namenmagyarisierungsdiskurses beschränken. Bevor jedoch mit der Analyse begonnen wird, soll der engere Diskurskontext vorgestellt werden: derjenige formale Rahmen, derjenige Produzenten- und Rezipientenkreis sowie diejenigen Texte, die für die Diskursgestaltung konstitutiv waren.

4. Der engere Diskurskontext: zum Textkorpus

Der Namenmagyarisierungsdiskurs, um den es also im Folgenden gehen wird, bildete einen organischen Teil jenes nationalen Diskurses, in dessen Fokus Inhalte standen, die in nationalpolitischer Hinsicht bzw. für die Konstitution von nationaler Identität als zentral angesehen wurden. Innerhalb dieses nationalen Diskurses war der Namenmagyarisierungsdiskurs des Weiteren sowohl inhaltlich als auch vom Produzenten- und Rezipientenkreis her aufs Engste verknüpft mit demjenigen öffentlichen Metasprachdiskurs, in dessen Mittelpunkt wiederum die Elaborierung und die Pflege der

²⁰ Zu einer solchen, nationalsymbolischen Instrumentalisierung von Namen im Allgemeinen und Familiennamen im Besonderen kam es keineswegs nur in Ungarn. Vergleichbare Erscheinungen gab es z. B. in Finnland (vgl. Paikkala 2004), Russland (vgl. Verner 1994) oder Israel (vgl. Kaganoff 1977).

Nationalsprache standen. In erster Linie aus diesen interdiskursiven Beziehungen erklärt sich, dass ein – allerdings geringerer – Teil des Namenmagyarisierungsdiskurses auf den gleichen medialen Foren und mit den gleichen Beteiligten ablief wie der erwähnte Metasprachdiskurs. Von diesen Foren nimmt vor allem die populäre linguistische Zeitschrift ‚Magyar Nyelvőr‘ (Ungarischer Sprachwart) eine prominente Rolle ein, die von der Ungarischen Akademie der Wissenschaften im Jahre 1872 ausgesprochen zu dem Zweck gegründet wurde, die Sprachplanung (insbesondere die Korpusplanung) sowie die Sprachpflege (insbesondere die Pflege der ‚Sprachreinheit‘) zu fördern. Neben der Berücksichtigung auch deskriptiver Fragestellungen war also die Zeitschrift überwiegend normativ-präskriptiv ausgerichtet und widmete sich im Grunde, wie allein schon ihr Titel verrät, dem sprachnationalistisch motivierten Sprachpurismus.²¹ Die Verfasser der hier publizierten Beiträge waren zum einen die sich um die Redaktion scharenden, stark sprachhistorisch-normativ orientierten Sprachwissenschaftler, zum anderen aber auch das laienhafte bildungsbürgerliche Leserpublikum selbst, das sich, der Aufforderung der Redaktion folgend, in Form von Leserbriefen und Diskussionsbeiträgen am nationalen Sprachdiskurs beteiligte. Die Zeitschrift erfreute sich einer enormen Popularität unter der für sprachliche Fragen ohnehin stark sensibilisierten bürgerlichen Öffentlichkeit, weswegen z. B. von den ersten Heften sogar eine zweite Auflage gedruckt werden musste.

Ein geringerer Teil der Texte, der verschiedene Aspekte des Familiennamengebrauchs thematisierte, erschien in dieser Zeitschrift. Es handelt sich hierbei, wie eingangs erwähnt, ausschließlich um persuasive Texte, um Textsorten also, die sich als direktiv einordnen lassen. Sie sind allesamt zum Handeln auffordernde und auch konkrete Handlungsanweisungen gebende, propagandistische sprachpflegerisch-puristische Beiträge. Sie versuchen das betroffene bürgerliche Publikum von der Notwendigkeit der Namenmagyarisierung zu überzeugen und beraten es bei der Auswahl eines ästhetisch und funktional angemessenen neuen, ungarischen Namens.

Den ausschlaggebenden Teil des Diskurses geben aber diejenigen populären, propagandistischen Buchveröffentlichungen, allen voran Ratgeber, die in den letzten Jahrzehnten des langen 19. Jahrhunderts, teilweise sogar in mehreren Auflagen, erschienen sind.²² Inhalt und Aufbau dieser Werke zeigen – nur von Szentiványi (1895) teilweise abweichend – ein recht einheitliches Bild. Sie weisen zunächst auf die große nationalpolitische Bedeutung der Namenmagyarisierung hin, stellen kurz die ungarische Familiennamengeschichte und die Geschichte der Namenmagyarisierungen dar, informieren über Voraussetzungen und Ablauf der Antragstellung sowie der Genehmigungsprozedur und bringen als Orientierungshilfe ausführlichere, kommentierte Namenlisten. Obwohl also diese Texte zum Teil auch eine assertive Funktion erfül-

²¹ Vgl. Gal (2001), S. 40 ff.

²² Siehe Csányi (1915); Lengyel (1917); Szentiványi (1895); Telkes (1898).

len, ist diese ihrer Funktion der bekundeten Intention ihrer Verfasser nach eindeutig der direktiven Hauptfunktion untergeordnet: Alle Inhalte sollen die Betroffenen von der Notwendigkeit der Namenmagyarisierung überzeugen und ihnen zu einem neuen, ungarischen Familiennamen verhelfen.

Die Diskursakteure waren, wie ersichtlich, so gut wie ausschließlich den verschiedensten (städte)bürgerlichen Schichten der Gesellschaft zugehörig. Die Textproduzenten sind – zu einem geringeren Teil – Sprachgelehrte, zum Großteil sich der Sache verpflichtet fühlende linguistische Laien in – soweit erschließbar – bildungsbürgerlichen, intellektuellen Berufen. Der Rezipientenkreis umfasst der Textfunktion entsprechend einleuchtenderweise die Träger fremder Familiennamen, also die potentiellen Namenwechsler. Auch unter ihnen vor allem die literalisierten, bürgerlichen Kreise, die sich im Gegensatz zu den unteren sozialen Schichten als Produzenten oder Rezipienten am nationalen Diskurs beteiligen und an der Magyarisierung – aus politischen, ökonomischen, moralischen oder eben alltagspraktischen Motiven heraus – interessiert sind. Dass sich der Rezipientenkreis der Texte zum überwiegenden Großteil tatsächlich auf das (städtische) Bürgertum beschränkt, lässt sich u. a. auch an den sozialen Parametern der tatsächlichen Antragsteller ablesen. Detaillierten Analysen zufolge waren sie zum weit überwiegenden Teil Stadtbewohner in bürgerlichen Berufen und nur zu einem geringen Teil Arbeiter, die ihre Familiennamen magyarisiert hatten, während die in ländlichen Regionen lebenden, zumeist in landwirtschaftlichen Berufen tätigen Schichten unter den Antragstellern weitgehend fehlen.²³ Dies alles zeigt wiederum eindeutig, dass die Träger der nationalen Sprach- und Namenideologie zur weit überwiegenden Mehrheit mit dem Bürgertum identifiziert werden können.²⁴

Nicht zuletzt ist es in unserem Zusammenhang ebenfalls von Belang, dass mehrere von den Produzenten diskursrelevanter Texte auch selbst Betroffene der Namenmagyarisierung waren. Der aus einer jüdischen Familie stammende ministeriale Verwaltungsbeamte Simon Telkes (1845–?) etwa, Verfasser des populärsten, vierfach aufgelegten Ratgebers der Zeit und Präsident der Zentralen Namenmagyarisierungsgesellschaft, hatte seinen ursprünglichen Familiennamen *Rubin* im Jahre 1881 auf *Telkes* magyarisiert. Genauso der ebenfalls jüdische und sich entschieden für die Namenmagyarisierung einsetzende Sprachgelehrte Zsigmond Simonyi (1853–1919), der ur-

²³ Dies lässt sich – im Fall der Ungarndeutschen etwa – in erster Linie damit erklären, dass das Tragen deutscher Familiennamen in den zu dieser Zeit noch relativ geschlossenen, dörflichen deutschen Sprachinseln ein Symbol ethnischer Gruppenzugehörigkeit und Loyalität war. (Vgl. Bindorffer 2005, S. 34 ff.). Die Magyarisierung des Familiennamens hätte hier somit im Gegensatz zu den multiethnischen und mehrsprachigen, jedoch von einer immer stärkeren ungarischen Sprachdominanz geprägten (Groß-)Städten keineswegs Vorteile gebracht, sondern vielmehr zur Dissimilation und Ausgrenzung der Magyarisierenden geführt. Zur soziodemografischen Verteilung der Namenmagyarisierungen vgl. Karády/Kozma (2002), 91 ff.

²⁴ Vgl. Maitz/Farkas (im Druck).

sprünglich *Steiner* hieß. Dieser Umstand weist an sich schon darauf hin, dass wir hinter den Namenmagyarisierungen keineswegs unbedingt direkten äußeren Zwang suchen müssen. Die fremde Familiennamen tragenden bürgerlichen Gruppen waren mit der Namenmagyarisierung oft nicht nur einverstanden, sondern sie befürworteten und propagierten die Sache oft auch selbst. Es war also zur Magyarisierung in den meisten Fällen kein direkter politischer Druck notwendig.²⁵ Es reichte die in Rede stehende Sprach- und Namenideologie, die als „naturalisierte Macht, die nicht mehr als Macht aussieht“²⁶, durch ihre diskursive Vermittlung selbst die asymmetrischen Machtverhältnisse herzustellen und legitimieren vermochte, die zur Verwirklichung des jeweiligen Machtinteresses, in diesem Fall der Namenmagyarisierung eben, notwendig waren.

5. Namenideologie und Diskursziel

Im Kern der Namenideologie, die dem Namenmagyarisierungsdiskurs zugrunde liegt und von ihm zugleich vermittelt und umgesetzt werden soll, steht der Familienname als Symbol und konstitutive Kraft nationaler Identität. Dem Familiennamen wird also zum einen eine **identitätssymbolische** Funktion zugesprochen: Der ungarische Familienname – und nur der ungarische – symbolisiere die ungarische nationale Identität seines Trägers. Diese Funktionalisierung des Familiennamens wird u. a. am folgenden Zitat deutlich:

- (1) So sollen auch die Ungarn, in welche Erdteile sie das Schicksal auch immer zu verschlagen mag, *auch durch ihre Namen ihr Ungartum verkünden* [...].²⁷

Von hier aus braucht man dann auch nur noch einen einzigen argumentativen Schritt, um zur diskriminierenden Exklusion, d. h. zur Aberkennung bzw. Anzweiflung der ungarischen nationalen Identität derjenigen Gruppen zu gelangen, die Familiennamen nichtungarischer Herkunft tragen. Denn wenn im Sinne dieses namenideologischen Postulats ungarische nationale Identität von ungarischen und zwar nur von ungarischen Familiennamen zum Ausdruck gebracht wird, dann kann man aus dieser These

²⁵ Direkter politischer Zwang wurde auf den höheren Staatsebenen in der Tat nie ausgeübt. Während der Regierungszeit des radikal nationalistisch gesinnten Ministerpräsidenten Dezső Bánffy kam es aber Ende der 1890er Jahre immerhin dazu, dass Staatsbeamte unter institutionellen Druck gesetzt und benachteiligt wurden, wenn sie ihre Familiennamen nicht magyarisierten. Dass dieser Druck auch erfolgreich war, zeigt vor allem auch der Umstand, dass im Jahre 1898 die absolute Mehrheit der Namenwechsler Staatsbeamte, vor allem Bahn- und Postangestellte, waren. Zur ungarischen Namenpolitik im 19. Jahrhundert vgl. auch Maitz/Farkas (im Druck).

²⁶ Blommaert (1997), S. 3.

²⁷ Lengyel (1917), S. 213, Hervorhebung im Original. Sämtliche Textzitate im Aufsatz sind meine Übersetzungen aus dem Ungarischen – P. M.

leicht die Schlussfolgerung herleiten, dass nichtungarische Familiennamen zum Ausdruck nichtungarischer Identität getragen bzw. beibehalten werden.

Die zweite Kernaussage der nationalen Namenideologie besagt, dass der Familienname zugleich auch kollektive (hier: nationale) **Identität stiftet**. Er gilt als gruppenkonstituierendes Instrument, als Mittel zur Schaffung einer einheitlichen ungarischen nationalen Gesellschaft:

- (2) [...] wir glauben an den Patriotismus, der die Zweifelnden überzeugen wird, dass die Namenmagyarisierung innere Einheit, eine einheitliche ungarische Gesellschaft schaffen wird an Stelle des jetzigen bunten Ungartums.²⁸

Wie diese identitätsstiftende Funktion des Familiennamens als vorweg gegeben und damit als nicht zu hinterfragender Fakt dargestellt wird, sehen wir auch in folgender Aussage des abgedankten Ministerpräsidenten Dezső Bánffy:

- (3) Die Gesellschaft der ungarischen Nation muss verstehen, dass sie von denen, die fremde Namen tragen, die Aufnahme ungarischer Namen verlangen muss, denn dies ist ein Mittel zur Schaffung eines einheitlichen ungarischen Nationalstaates.²⁹

Aus unserer Perspektive ist es von zentraler Bedeutung, dass auch dieses zweite namenideologische Postulat eine stark stigmatisierende Implikatur hat, die in der Namenmagyarisierungspropaganda dann auch nicht selten explizit gemacht und zu Überredungszwecken eingesetzt wird. Diese Implikatur besagt, dass Personen mit nichtungarischen Familiennamen die nationalen Interessen missachten und gegen diese handeln, wenn sie an ihren ererbten Namen festhalten, denn auf diese Weise verhindern bzw. gefährden sie die nationale Einheit.

Dass es sich bei diesen beiden ideologischen Funktionalisierungen von Familiennamen um die Herstellung eines konstruierten, weitgehend kontingenten und imaginären Zusammenhangs zwischen Familienname und nationaler Identität handelt, soll an dieser Stelle betont und im Folgenden ausführlich gezeigt werden. Als unabhängige Evidenz für den imaginären Charakter dieses Zusammenhangs können die auch heute europaweit verbreiteten nationalen Ideologien genannt werden, die zwar zumeist bis heute stark am Herder'schen Prinzip „eine Sprache – eine Nation“ orientiert sind, sich aber in Bezug auf Familiennamen vom Prinzip „cuius regio, eius nomen“ grundsätzlich fern halten. Und dass die identitätsstiftende Funktion des Familiennamens eine konstruierte, ideologisch hergestellte ist, zeigt nicht zuletzt eindeutig, dass auch

²⁸ Telkes (1898), S. 8.

²⁹ Budapesti Napló vom 2. Juli 1902, zit. nach Simonyi (1917), S. 203.

die Konzeption der Nation, die ja stets auf solchen und ähnlichen Instrumentalisierungen verschiedenster Inhalte wie Sprache, Kultur, Staat, Name o. ä. fußt, eine weitgehend konstruktivistische und imaginäre ist.

Dass die in Rede stehende Namenideologie im Ungarn des 19. Jahrhunderts dominant wurde, hatte natürlich, wie oben bereits angedeutet, wichtige Folgen. Fremde, d. h. nichtungarische Familiennamen waren ab sofort markiert, galten als dysfunktional und stigmatisiert, da sie der Konstruktion der (nominalen) nationalen Einheit im Wege standen. Entlang des Familiennamengebrauchs entstand also ein bis dahin nicht existierender Intergruppenkonflikt, bei dem die machtvolle Gruppe von den Trägern ungarischer Familiennamen verkörpert wurde.

In diesem Kontext kam dem Namenmagyarisierungsdiskurs die Funktion zu, dieser Namenideologie eine möglichst breite Geltung zu verschaffen, um das von der Ideologie getragene Machtinteresse: die Namenmagyarisierung fremde Familiennamen tragender Gruppen zu verwirklichen. Die Aufgabe, die der Diskurs also zu übernehmen und bewältigen hatte, war immens. Im Ungarn des 19. Jahrhunderts ging es nämlich darum, einen bürgerlichen, liberalen Nationalstaat zu konstituieren und zu entfalten. Dieses Gesellschaftsideal war aber stark an den gesamteuropäisch geltenden bürgerlichen Werten und Normen orientiert, zu denen neben Bildung, dem engen Verhältnis zur ästhetischen Kultur oder der Neigung zu rationaler und methodischer Lebensführung genauso auch Werte wie Freiheit, Toleranz, Anerkennung und Achtung des Anderen, Akzeptanz von Pluralität gehörten.³⁰ Und die Achtung dieser letztgenannten Werte schloss die Ausübung von direkter Gewalt schlichtweg aus. Daher musste das Ziel, die Namenmagyarisierung, durch verschleierte Machtausübung, d. h. auf diskursivem Wege, durch die diskursstrategische Umsetzung der nationalen Namenideologie erreicht werden. Dieser Umstand ist den Verfassern der Texte auch bewusst, in einem der zeitgenössischen Magyarisierungsratgeber wird es sogar explizit angesprochen:

- (4) Es müssen Umstände geschaffen werden, damit es jeder als seine Pflicht sieht, statt seines schlechten, fremden Namens einen möglichst guten und nur ungarischen Namen aufzunehmen! Dabei würde ich aber nicht so weit gehen, dass unsere fremde Namen tragenden Mitbürger auch *trotz eigenen Willens* einen ungarischen Namen bekommen sollten [...]. Wir haben Gewalt nicht nötig, umso mehr brauchen wir aber die ständige und systematische Arbeit.³¹

³⁰ Vgl. Kocka (1988), S. 26 ff.

³¹ Lengyel (1917), S. 47, Hervorhebung im Original.

Statt Gewalt plädiert also der Verfasser, wie wir sehen, für die Notwendigkeit ‚gewaltloser‘ persuasiver Mittel, die er aber nicht explizit benennt, sondern durch eher euphemistische Formulierungen wie „Es müssen Umstände geschaffen werden“ oder „systematische Arbeit“ nur andeutet. Zumindest eine der wichtigsten Überredungsstrategien ist aber trotz der euphemistischen und agensverschleiernenden Formulierung schon hier erkennbar: Gemeint ist die diskursive Herstellung von moralischem Druck, indem man die Betroffenen so zur Magyarisierung überredet, dass ihr Festhalten am ererbten, fremden Namen als unvertretbar, verantwortungslos, sündhaft etc. dargestellt wird. Durch welche rhetorischen und argumentativen Strategien dieser Druck im Einzelnen hergestellt wurde und welche weiteren Überredungsstrategien die Vertreter und Propagatoren der nationalen Namenideologie verwendet hatten, soll durch die folgenden Mikroanalysen gezeigt werden.

6. Diskursive Strategien der Überredung

Die Aufgabe des Namenmagyarisierungsdiskurses bestand also darin, die Träger fremder Familiennamen so für die Magyarisierung zu gewinnen, dass dabei ihr natürliches Recht auf den Gebrauch des ererbten Familiennamens nicht in Frage gestellt wird. Es kam also darauf an, die Träger fremder Familiennamen durch argumentative, rhetorische und sprachliche Strategien zur Übernahme der von der nationalen Namenideologie getragenen Überzeugungen, Wertungen und Ziele zu überreden. Dazu waren u. a. manipulative Manöver gefragt, die vor allem dadurch von der Notwendigkeit der Magyarisierung überzeugten, dass sie das Tragen fremder Familiennamen nicht nur als politisch, moralisch und/oder alltagspraktisch unverantwortbar und diskreditierend herausstellten, sondern zugleich auch eine Art Außenseitertum von anders Handelnden diskursiv herstellten.

Wichtige Diskursstrategien im Überblick

Diskursstrategie	Argumentationsmuster/ Topoi	Realisierungsmittel
<p>Fokussierungsstrategien</p> <ul style="list-style-type: none"> • Evokation von äußerer Gefahr und Bedrohung • Erhebung der Namenmagyarisierung zu einer essentiellen nationalen Angelegenheit 	<ul style="list-style-type: none"> • Postulat der Namenmagyarisierung als Voraussetzung des nationalen Überlebens/Aufstiegs • Autoritätsargument (argumentum ad verecundiam) 	<ul style="list-style-type: none"> • „Namenmagyarisierung als Kampf“-Metapher • Sakralisierende Metaphern • Pathetisierende rhetorische und Stilmittel
<p>Überredungsstrategien</p> <ul style="list-style-type: none"> • Darstellung der Namenmagyarisierung als kollektives Interesse – Inklusion/Unifikation (Wir-sitzen-alle-in-einem-Boot-Strategie) • Darstellung der Namenmagyarisierung als eigenes Interesse – Exklusion/Dissimilation 	<ul style="list-style-type: none"> • Topos der leidvollen gemeinsamen Vergangenheit • Ausblendung bzw. Unterfokussierung sprachlicher/ethnischer Gruppendifferenzen • Betonung des Willens und der Notwendigkeit nationaler Einigkeit • Betonung der identitätsstiftenden, kohäsiven Funktion des ungarischen Familiennamens • Betonung der negativen Konsequenzen des Festhaltens am fremden Namen (argumentum ad consequentiam/argumentum ad baculum) • Positive Darstellung von ungarischen Namen bzw. der Namenmagyarisierung und ihrer Konsequenzen (argumentum ad consequentiam) 	<ul style="list-style-type: none"> • Referentielle Assimilation (Pronomina und Verbformen der 1. Person Plural) • Positiv konnotierte Attributionen, Miranda • Explizit inkludierende Kategorisierung der Träger fremder Familiennamen (als <i>Ungarn</i>) • Referentielle Dissimilation (Pronomina und Verbformen der 3. Person Singular und Plural) • Negativ konnotierte Attributionen, Antimiranda • Explizit exkludierende Kategorisierung der Träger fremder Familiennamen (als <i>Fremde, Deutsche</i> etc.) • Positiv konnotierte Attributionen, Miranda

<p>Herstellung von Druck</p> <ul style="list-style-type: none"> • Zuweisung von Schuld und Verantwortung für die Verletzung nationaler Interessen • Moralische und/oder politische Diskreditierung des Trägers/der Träger fremder Familiennamen 	<ul style="list-style-type: none"> • Beschuldigung für die schwache Wahrnehmung und Anerkennung ungarischer Leistungen im Ausland • Isolationstopos • Infragestellung der ungarischen nationalen Identität der Träger fremder Familiennamen 	<ul style="list-style-type: none"> • Negativ konnotierte Attributionen, Antimiranda • Insinuationen, Evokationen, Allusionen • Suggestive rhetorische Fragen
<p>Abschwächungs- und Vermeidungsstrategien</p>	<ul style="list-style-type: none"> • Unschlüssige Argumentationen, intratextuelle logische Widersprüche zur Verdeckung/Abschwächung stigmatisierender Aussagen 	<ul style="list-style-type: none"> • Referentielle Vagheit durch unbestimmten Artikel, Indefinitpronomen etc. • Referentielle Entfremdung durch explizite und implizite Vergleiche, Analogien • Euphemisierende Verben, Metaphern und Metonymien • Quantifikatoren (<i>nicht ganz, viele, zumeist, nicht immer</i> etc.) • Deiktische/lexikalische Inklusion

6.1. Die Sakralität der Namenmagyarisierung

Zu den diskursiv zu bewältigenden Aufgaben gehörte dabei vor allem auch, durch effektvolle rhetorische und Argumentationsstrategien sowie angemessene sprachliche Realisierungsformen von der – präsupponierten – immensen nationalpolitischen Bedeutung der Namenmagyarisierung zu überzeugen. Eine der wichtigsten Strategien war dabei die Erhebung der Namenmagyarisierung, dieser nationalen Angelegenheit, in eine höhere, transzendente, sakrale Dimension, was auf der sprachlichen Ebene vor allem durch sakrale Metaphorisierungen und Vergleiche erreicht wurde.³² So wird die Namenmagyarisierung in den Texten z. B. als *nationale Taufe* bezeichnet, ihre Unterlassung als *Sünde* bewertet, oder aber die Namenmagyarisierung wird, wie etwa

³² Diese sakralisierende Metaphorik und religiöse Aufladung gehört auch allgemein zu den Kennzeichen des Sprachnationalismus, in Ungarn offensichtlich ebenso wie in Deutschland (vgl. Gardt 1999, S. 92 und Gardt 2000, 247 f. sowie Stukenbrock 2005, S. 272 ff.).

das unten stehende Zitat zeigt, umrahmt von einer höchst pathetischen Stilisierung als *heilige Angelegenheit* beschrieben:

- (5) Nehmen wir dieses große Anliegen alle in die Hand, merzen wir unermüdlich das Fremde aus und führen wir mit flammender Begeisterung und einheitlichem Willen diese heilige Angelegenheit zum Siege, damit, nach so viel Blut und Tränen, durch den Namen auch in Wirklichkeit ein glückliches, großes, mächtiges, einheitliches Ungarn erwächst!³³

Neben der Bezeichnung als *heilig* wird hier der Sache auch dadurch Nachdruck verliehen, dass die Namenmagyarisierung metaphorisch als Kampf konzeptualisiert wird, der gemeinsam zum Siege geführt werden kann bzw. soll. Durch diese Konzeptualisierung wird zugleich Bedrohung durch einen unbenannten, konturlosen Feind („das Fremde“) evoziert, was genauso als Unifikations- und Kohäsivierungsstrategie fungiert wie der imperativische Appell zum gemeinsamen Kampf gegen diesen Feind. Eine solche Kohäsivierungsstrategie ist schließlich auch das Einsetzen des Topos der leidvollen gemeinsamen Vergangenheit, hier bildhaft realisiert durch die Metapher „Blut und Tränen“. Im letzten Satz offenbart sich schließlich die transformatorische bzw. konstruktive Makrofunktion³⁴ des Diskurses: Der Name bzw. die Namenmagyarisierung wird als Mittel dargestellt, mit dessen Hilfe der Status quo erschüttert werden kann, Blut und Tränen zur Vergangenheit werden, und an ihrer Stelle wird durch eine Reihe kontrastvoller, positiver Attribuierungen bzw. *Miranda*³⁵ eine neue Identität, ein verändertes, betont positives kollektives Selbstbild konstruiert.

6.2. Die Namenmagyarisierung als kollektives Interesse

Ein weiteres zentrales Diskursziel bestand darin, die Träger nichtungarischer Familiennamen davon zu überzeugen, dass es sich bei der Namenmagyarisierung nicht nur um ein wichtiges, sondern auch gemeinsames, kollektives Anliegen handelt; um eine Sache also, die auch in ihrem eigenen Interesse liegt. Dazu waren zum einen Argumente gefragt, zum anderen rhetorische und sprachliche Inklusionsstrategien, die Insidertum, eine Art Interessengemeinschaft herzustellen vermochten. Wie diese Aufgabe bewältigt werden konnte, sehen wir im folgenden Zitat:

³³ Lengyel (1917), S. 12.

³⁴ Zu den gesellschaftlichen Makrofunktionen von Diskursen bzw. diskursiven Handlungen vgl. Wodak [u. a.] (1998), S. 43.

³⁵ Unter dem Begriff ‚Mirandum‘ werden in der Politischen Linguistik positiv konnotierte Symbolwörter verstanden. Es handelt sich bei ihnen um ideologiegebundene Lexeme, die in der politischen Rhetorik die Funktion haben, das Wir-Gefühl und die Gruppenloyalität zu stärken (vgl. auch Girnth 2002, S. 52 ff.). Als wichtigste *Miranda* im nationalen Diskurs galten – neben vielen anderen – vor allem die Lexeme *Einheit*, *Zusammengehörigkeit*, *Freiheit*, *Bürgerlichkeit* oder *Modernität*. Ist ein solches Symbolwort im Gegenteil negativ konnotiert, so haben wir es mit einem ‚Anti-Mirandum‘ zu tun.

- (6) Über unseren in Ostindien forschenden verdienstvollen Landsmann wurde in der renommiertesten Berliner Zeitung folgendermaßen berichtet: „Es gelang dem bekannten deutsch-englischen Forscher Sir Aurel *Stein*, Bruchstücke eines Dialektes zu sammeln [...]“ (Vossische Zeitung, Beilage 1917. I. 28.). *Arany, Eötvös, Jókai* würde uns aber der deutsche Schwager vergeblich wegnehmen wollen. Diese sind nur einige Gesichtspunkte, aus denen wir bedauern können, dass so viele gute Ungarn einen fremden Namen tragen [...].³⁶

Hier sehen wir einen im Namenmagyarisierungsdiskurs häufig wiederkehrenden – diesmal impliziten – argumentativen Topos: Große Leistungen von ungarischen Wissenschaftlern oder Künstlern, die nichtungarische Familiennamen tragen, würden im Ausland nicht als ungarische Leistungen anerkannt, sondern je nach dem sprachlichen Charakter des Familiennamens vielmehr anderen Nationen zugeschrieben. Um diesen Missstand effektiv zu schildern, wird hier vom Verfasser das Verb *wegnehmen* eingesetzt, das den Eindruck stärken soll, dass dem Ungartum auf diese Weise Unrecht widerfährt. Das Ziel, den durch die Namenmagyarisierung zu führenden Kampf gegen dieses Unrecht als ein gemeinsames Anliegen herauszustellen, wird hier durch zwei verschiedene Inklusionsstrategien erreicht. Zum einen pronominal, durch ein nicht spezifiziertes, leserinkludives *wir*, das beispielsweise durch eine nachgestellte Apposition zwar konkretisiert werden könnte, worauf aber verzichtet wird, so dass sowohl Personen mit ungarischen Familiennamen als auch solche mit fremden Namen darunter fallen können: Für uns alle ist die beschriebene Situation bedauerndwert. Die Inklusion wird zum zweiten dadurch vorgenommen, dass im letzten Satz auch Personen mit fremden Familiennamen als *Ungarn*, sogar als *gute Ungarn* kategorisiert werden. Das Adjektiv *gut* erfüllt hier eine doppelte Funktion. Mit seiner Hilfe werden zum einen auch die Träger fremder Familiennamen als ausgesprochen wertvolle Mitglieder der Nation dargestellt und somit in die *Wir*-Gruppe inkludiert, und zum anderen wird dadurch ein Kontrast erzeugt, der das Ausmaß der Ungerechtigkeit noch größer erscheinen lassen soll: Es sind ausgerechnet gute Ungarn, die auf diese Weise zu den Opfern dieser Ungerechtigkeit werden. Durch diese Inklusionsmanöver können bzw. sollen sich dann die Betroffenen zweifach zur Namenmagyarisierung veranlasst fühlen. Zum einen als Mitglieder der Nation, für die das Tragen ungarischer Familiennamen – als Mittel der nationalen Selbstdarstellung nach außen – ein kollektives nationalpolitisches Interesse darstellt. Zum anderen aber auch als Einzelpersonen, da gerade sie die unschuldigen guten Ungarn sind, denen durch Aberkennung ihrer nationalen Identität von Außenseitern Unrecht widerfahren kann.

In einem der Ratgeber taucht weiterhin der Gedanke auf, mit Hilfe der Namenmagyarisierung könne man die dunklen, traurigen Kapitel der gemeinsamen Geschichte verdecken bzw. neu schreiben:

³⁶ Simonyi (1917), S. 201 f., Hervorhebung im Original.

- (7) *Auch auf diesem Wege müssen wir die Kontinuität der Geschichte wieder herstellen! Wir müssen so magyarisieren, als wären wir seit tausend Jahren Ungarn und als wären wir immer Ungarn geblieben. Wir müssen diese Sache dahingehend lenken, als hätte im Zuge einer ungestörten historischen Entwicklung, aus ungarischen Wurzeln stammend, jeder seinen ungarischen Namen geerbt! [...] Dieses geschaffene und konstruierte Ungartum muss so aussehen, als hätte es sich organisch entwickelt!*³⁷

Die ersten Sätze zeigen die xenophobe Einstellung, die für nationale Ideologien auch allgemein kennzeichnend ist. Die sich hinter den ersten Sätzen verbergenden Präsuppositionen besagen, die politische Integration allogener Gruppen habe die Kontinuität der nationalen Geschichte und genauso auch die der nationalen Identität zerstört. Die Multiethnizität in der Gesellschaft wird als unnatürlicher, gestörter Zustand, als Ergebnis einer gestörten historischen Entwicklung dargestellt, die aber mit Hilfe der Namenmagyarisierung nachträglich korrigiert, verdeckt werden kann – und verdeckt werden muss. Durch die impliziten und expliziten Aussagen dieser Textstellen erscheinen zwar nichtungarische Familiennamen tragende Ethnien als die Verantwortlichen für diese Missstände, doch wird eine explizite Beschuldigung und Exklusion vermieden, im Gegenteil sogar: Diese Gruppen werden durch die konsequente Verwendung des Personalpronomens *wir* deiktisch inkludiert. Auf diese Weise wird das Bild von gemeinsamer Geschichte und geteiltem Leid evoziert, so dass die Namenmagyarisierung schließlich als ein Instrument erscheint, mit dessen Hilfe die Brüche bzw. die für störend gehaltenen Momente in der gemeinsamen nationalen Geschichte wegradiert und somit kollektive, nationale Interessen bedient werden können. Diese deiktische Inklusion bzw. die sprachliche Konstruktion gemeinsamer Vergangenheit sind natürlich ausschließlich der Überzeugung dienende und sprachlich realisierte Unifikationsstrategien, da ja die Personen, die zur Namenmagyarisierung überredet werden sollen, erst zu einer späteren Zeit nach Ungarn kamen, Geschichte und Leid somit höchstens partiell teilen – und für Letzteres sogar laut Argumentation selbst verantwortlich sind.

6.3. Die Namenmagyarisierung als persönliches Interesse

Im nächsten Zitat erscheint die Namenmagyarisierung bereits nicht nur als kollektives Interesse der *Wir*-Gruppe, sondern zugleich als eine Handlung, die den Betroffenen auch persönliche, individuelle Vorteile bringen kann:

- (8) Blättert dieses Buch durch und diejenigen, die ein ungarisches Sprach- und Geschichtsbewusstsein haben, werden mir zustimmen, wenn ich behaupte, dass *es so viel Schönheit und Kraft, so viel nationale Energie und so viele Schätze im natio-*

³⁷ Lengyel (1917), S. 211, Hervorhebung im Original.

nalen Namengut gibt, so dass, wenn sie diesem Wege folgen, der geistige Wert der *Nation hoch steigen wird* und die neuen Ungarn in ihren Namen teilweise noch schöner sein werden als die alten Ungarn.³⁸

Auffallend ist gleich am Anfang des Zitats der distanzlose, duzende imperativische Appell, der insofern als Kohäsivierungsstrategie zu werten ist, als er im Gegensatz zu einer eventuellen siezenden Formulierung soziale Gleichheit, Nähe und Zusammengehörigkeit suggeriert. Im Zentrum der Argumentation steht das emphatische Lob der Nationalsprache, was ein länderübergreifendes, gar universelles Kennzeichen (auch) von Sprachnationalismen zu sein scheint.³⁹ Das nationale Namengut zeichnet sich durch besondere Schönheit, Kraft und Energie aus. Durch die Wahl eines solchen ungarischen Namens gewinne zum einen die ganze Nation, ihr geistiger Wert steige nämlich dadurch hoch. Zum anderen bringe aber die Namenmagyarisierung den „neuen Ungarn“ auch dadurch weitere, persönliche Vorteile, als sie sich im Gegensatz zu den „alten Ungarn“ frei für einen Namen entscheiden und evtl. einen schöneren als diese wählen können. In der Gegenüberstellung von neuen und alten Ungarn im Kontext der Namenmagyarisierung wird schließlich die versteckte Kernthese der zu verbreitenden Namenideologie erkennbar: Zu einem Ungarn wird man letzten Endes erst dann, wenn man auch nominal zu einem Ungarn wird.

Wie man die Betroffenen davon zu überzeugen versucht, dass die Namenmagyarisierung ihr strikt eigenes, persönliches Interesse ist, sehen wir schließlich auch im folgenden Beispiel:

- (9) [...] möge der Herr Ministerialrat Krachenfels ein noch so guter Fachmann auf seinem Gebiete sein, er wird nie so erfolgreich und beliebt sein wie er sein könnte, wenn er seinen Namen auf Sziklai ändern würde. Mit seinem ursprünglichen Namen würde er stets nur Abneigung und Misstrauen erwecken, mit dessen veränderter Form hingegen das Gegenteil. Baross⁴⁰, als ihm einmal das Protokoll einer Enquete, bei der er den Vorsitz hatte, wegen einer Unterschrift zu ihm, in sein Haus gebracht wurde, da runzelte er die Stirn, drehte seine Feder in den Fingern hin und her und zögerte mit der Unterschrift. Auf meine Frage hin, ob er denn etwa redaktionelle Einwände habe, antwortete er: „Lieber hätte ich solche“. Später fügte er dann hinzu: „In Wien schreibe ich meinen Namen gern unter deutsche Namen, in Ungarn hingegen tue ich es mit Ekel.“ Hätten wir nur

³⁸ Lengyel (1917), S. 211, Hervorhebung im Original.

³⁹ Vgl. etwa Gardt (1999), S. 91; Maitz (2008), S. 28 ff.

⁴⁰ Gábor Baross (1848–1892) gehörte zu den populären liberalen Politikern der Zeit. 1886–1889 war er Minister für Verkehrswesen, 1889–1892 Handelsminister.

mehrere Männer wie Baross, die auf die Magyarisierung von Personen- wie Ortsnamen einen solch großen Wert legen.⁴¹

Hier sind es persönliche, alltagspraktische Interessen, die als Argumente für die Notwendigkeit der Magyarisierung hervorgebracht werden. Der fremde (hier der deutsche) Familienname wird als Stigma dargestellt, als soziale Barriere, die die gesellschaftliche Durchsetzung des Namenträgers trotz herausragender Leistungen erschwert. Somit werden hier die diskriminativen Folgen der vertretenen und zu verbreitenden Namenideologie vom Verfasser selbst – wenn auch verdeckt – zugestanden: Sie führt zur Stigmatisierung und zur sozialen Benachteiligung fremde Familiennamen tragender Personen. Es sind dann gerade auch diese explizit gemachten negativen Folgen sowie deren durch die Magyarisierung in Aussicht gestellte Behebung, die überzeugend wirken sollen (*argumentum ad consequentiam/argumentum ad baculum*). Anschließend wird eine Evidenz zur Bekräftigung des Gesagten geliefert, indem eine relevante konkrete Situation geschildert wird. Dass dabei eine hohe politische Autorität im Zentrum steht und gerade er sich so betont diffamierend über fremde Familiennamen äußert, soll die zu vermittelnden Inhalte legitimieren und ihnen weiteren Nachdruck verleihen (*argumentum ad verecundiam*). Hier, am Ende der zitierten Textstelle, haben wir es auch schon mit einer Diskreditierungsstrategie zu tun, wobei die Diskreditierung gerade durch die stark abwertende, diffamierende Charakterisierung des besagten Namenverhaltens vorgenommen wird. Der von Baross zitierte Satz legt eindeutig und emphatisch nahe, dass deutsche Familiennamen in Ungarn unangebracht und unerwünscht sind. Und indem der Textverfasser durch einen optativen Appell den Wunsch der Verbreitung dieser Ansicht zum Ausdruck bringt, erklärt er sich mit dieser Einstellung implizit auch selbst als einverstanden und distanziert sich somit auch persönlich von denjenigen, die sich nicht diesem Wunsch entsprechend verhalten, d. h. ihre fremden Familiennamen nicht magyarisieren.

6.4. Die diskursive Konstruktion von moralischem Druck

Neben diesen Strategien, die die Namenmagyarisierung als (auch) eigenes Interesse der Betroffenen herauszustellen versuchen, als eine Handlung, die auch ihnen selbst Vorteile bringt, werden in der Namenmagyarisierungspropaganda noch zwei weitere persuasive Strategien immer wieder eingesetzt. Zum einen die der moralischen Diskreditierung, indem den Trägern nichtungarischer Familiennamen persönliche Schuld für kollektive Nachteile in die Schuhe geschoben wird. Auf diese Weise wird dann die Namenmagyarisierung als moralische Pflicht, ihre Unterlassung als moralische Sünde dargestellt. Dies sehen wir etwa an folgendem Zitat:

⁴¹ Szentiványi (1895), S. 2.

- (10) Wenn es wahr ist, dass die Familiennamen dazu dienen, die Menschen voneinander zu unterscheiden, so müssen wir auch gelten lassen, dass auch die Nationalität der Menschen aufgrund ihrer Namen unterschieden wird. Und genau in dieser Hinsicht erleiden wir, Ungarn, Nachteile, denn wenn ein großes Talent unserer Literatur, Wissenschaft oder Kunst einen fremd klingenden Namen trägt, so wird er in den meisten Fällen nicht als Ungar angesehen und alle diese Fälle sind schmerzhafteste Verluste für den Ruf unserer Kultur im Ausland. Das ist genau der Grund, warum uns das Ausland so verzögert und so mühsam zur Kenntnis nimmt.⁴²

Im ersten Satz versucht der Verfasser, die nationalsymbolische Funktion des Familiennamens auf argumentativem Wege als natürlich, „gottgegeben“ herauszuarbeiten. Dass und warum die Schlussfolgerung nicht konklusiv ist, braucht hier nicht näher erläutert zu werden. Im Anschluss daran nennt er die auch in Zitat (6) beklagte Folge der nationalen Namenideologie: Die Träger fremder Familiennamen werden im Ausland nicht als Ungarn erkannt und angesehen. Dass dadurch den betroffenen Personen selbst Unrecht widerfahren würde, wird nicht behauptet, vielmehr wird das Kollektivum, die Nation als Opfer dargestellt. Den Schaden erleidet der kollektive Ruf, vom persönlichen ist nicht die Rede. Und im letzten Satz wird schließlich der Isolationstopos ausgespielt: Ungarn wird vom Ausland unverdienterweise kaum zur Kenntnis genommen. Der Grund für diese Isolation wird ausschließlich in den fremden Familiennamen festgelegt, wobei die Ausschließlichkeit durch die restriktive Fokuspartikel *genau* evoziert wird. Auf diese Weise werden die Betroffenen unter moralischen Druck gesetzt: Sie sind persönlich dafür verantwortlich, dass die nationale Selbstdarstellung nach außen schwere Nachteile erleiden muss.

Die andere, häufig verwendete Strategie ist die der diskreditierenden Abwertung, wie wir sie u. a. auch schon in Zitat (9) gesehen haben. Hierbei geht es darum, den Gebrauch fremder Familiennamen sowie dessen Folgen vor allem durch negative Attribuierungen und Anti-Miranda als diskreditierend darzustellen. Auf diese Weise werden dann implizit auch die Träger solcher Namen selbst diskreditiert, unter Umständen auch exkludiert. Eine subtile Umsetzung dieser Strategie sehen wir im unten stehenden Zitat:

- (11) Würdet ihr denn in den Gedichten Petőfis⁴³ die Offenbarung der ungarischen Seele spüren, wenn sie unter dem Titel vor euch erscheinen würden: *Sándor Petrovics' Gedichte?* [...] Würdet ihr denn die sprachwissenschaftlichen Ausführun-

⁴² Telkes (1898), S. 7.

⁴³ Sándor Petőfi (1823–1849) war einer der bedeutendsten ungarischen Dichter des 19. Jahrhunderts und zugleich führende Persönlichkeit, ja sogar Symbolfigur des ungarischen Freiheitskampfes von 1848/1849.

gen von Brassai als verlässliche Offenbarungen des ungarischen Sprachgefühls hinnehmen, wenn auf deren Titelblatt sein ursprünglicher deutscher Name stünde: *Sámuel Welmer*? Oder wäre es euch angenehm, wenn wir über Ferenc Toldy, den Begründer der ungarischen Literaturgeschichtsschreibung mit seinem ursprünglichen Namen *Schedel* sprechen würden? Oder über einen der wichtigsten Prominenten unserer Nation, Mihály Munkácsy⁴⁴, mit seinem einstigen Namen *Lieb*?⁴⁵

Hier werden vom Verfasser, wie ersichtlich, suggestive rhetorische Fragen persuasiv eingesetzt. Der durch die Interrogativsätze zu vollziehende illokutive Akt ist keineswegs die Interrogatio, sondern eindeutig die Behauptung⁴⁶ – und zwar die des propositionalen Gegenteils: Würden die namentlich erwähnten Personen ihre ursprünglichen, fremden Familiennamen tragen, so wären sie unauthentisch und ihre derartige Nennung wäre unangenehm. Dass wir es mit rhetorischen Fragen zu tun haben und die Antwort auf sie tatsächlich als evident vorausgesetzt wird, zeigt nicht zuletzt die in der Tat unterbleibende Antwort. Auf diese subtile Weise werden also, ohne dass dies explizit als Behauptung formuliert werden müsste, fremde Familiennamen tragende Personen diskreditierend charakterisiert, als unglaubwürdig, unauthentisch dargestellt. Die persuasive Kraft soll nicht zuletzt auch dadurch erhöht werden, dass als Beispiel bzw. Vorbild autoritäre prominente Persönlichkeiten, nationale Symbolfiguren genannt werden, die ihre einstigen, zumeist deutschen oder slawischen Familiennamen bereits magyarisiert hatten.

Die gleiche Strategie, diesmal allerdings weit weniger subtil realisiert, wird auch an der folgenden Textstelle erkennbar:

- (12) Die neue Generation jedoch, die sich stolz zum Ungartum bekennt, den Namen jedoch behält, mit dem ihre slowakischen oder deutschen Ahnen den Verdacht, Ungar zu sein, ebenso stolz von sich gewiesen hatten, – diese junge Generation sollte zu Höhen streben, wo es keine konservativen Traditionen mehr gibt, wo sie vom engherzigen feudalen Vorurteil nicht mehr erreicht und wohin sie nur vom nationalen Genius begleitet wird; sie müsste also die Gewohnheiten aufgeben, sollte sich um kein Vorurteil kümmern und mit sichtbaren Taten ihr Ungartum unter Beweis stellen.⁴⁷

⁴⁴ Mihály Munkácsy (1844–1900), mit seinem ursprünglichen Namen Michael Lieb, war einer der bedeutendsten Repräsentanten der ungarischen kritisch-realistischen Malerei im 19. Jahrhundert.

⁴⁵ Simonyi (1917), S. 201.

⁴⁶ Damit soll aber keineswegs behauptet werden, dass rhetorische Fragen – im Gegensatz zur verbreiteten Ansicht – illokutiv nur auffordernd und nicht genauso auch vorwerfend, bittend, zurückwerfend u. a. sein könnten. Zur Frage einer pragmatischen Typologie von rhetorischen Fragen vgl. Kocsány (1995).

⁴⁷ Telkes (1898), S. 4.

Die Grundlage der Argumentation ist hier ein hypostasierter – faktisch aber keineswegs gegebener⁴⁸ – Identitätskontrast zwischen den Trägern fremder Familiennamen einerseits und ihren Vorfahren andererseits. Die Ahnen werden nicht nur als Außen-seiter dargestellt, sondern es wird zugleich insinuiert, dass sie sich bewusst zum Tragen ihrer ererbten fremden Familiennamen entschieden haben, um sich auf diese Weise stolz vom Ungartum zu distanzieren. Der fremde Familienname erscheint also als symbolisches Instrument der Selbstexklusion, womit wiederum evoziert wird, dass diejenigen, die ihre Familiennamen nicht magyarisieren, sich selbst, und zwar aus eigenem Willen, aufgrund mangelnder Gruppenloyalität, aus der Nation ausgrenzen. Dass durch dieses Manöver die aktuelle, zu verbreitende nationale Namenideologie – gänzlich unangemessen! – in die Vergangenheit zurückprojiziert wird, hat den Vorteil, dass die mangelnde Gruppenloyalität zumindest nicht den zu überzeugenden Personen selbst, sondern ihren Vorfahren unterstellt werden muss. Dass die dadurch erzeugte Stigmatisierung und Exklusion allerdings – in Folge genealogisch und emotional bedingter Identifikation mit den Vorfahren – als Abwehrmechanismus zu Trotzverhalten führen und somit kontraproduktiv wirken könnte, wird hier offensichtlich übersehen bzw. nicht beachtet. Im zweiten Teil der Argumentation wird anschließend auch noch eine weitere Diskreditierungsstrategie eingesetzt, realisiert durch negativ konnotierte Attribuierungen und Anti-Miranda: Das Festhalten am fremden Familiennamen der Vorfahren wird nicht nur als engherziges und vorurteilhaftes, sondern zugleich als feudales und konservatives Verhalten charakterisiert und bestempelt. Die letzten beiden anti-mirandischen Charakterisierungen sind sogar exkludierend, da sie zu den als konstitutiv postulierten Eigenschaften der nationalen *Wir*-Gruppe (nämlich zu Bürgerlichkeit und Modernität) in striktem Widerspruch stehen. Der Überzeugung dient schließlich die sprachliche, pathetisch-metaphorische Erhebung des Namenmagyarisierungsaktes in eine höhere Dimension, in die Höhe des nationalen Genius, die nicht zuletzt durch den starken Kontrast zur diffamierenden Charakterisierung des entgegengesetzten Namenverhaltens wirken soll. Die hier angewendeten Diskreditierungsstrategien zeigen schließlich ebenfalls die demontierende und transformatorische Makrofunktion des Diskurses: Sie sollen durch die Diskreditierung eines als überholt dargestellten Identitätskonstrukts dieses gleichzeitig auch abbauen und in eine neue, als modern und vorteilhaft herausgestellte Identität überführen.

⁴⁸ Die zum Großteil schon im Mittelalter nach Ungarn eingewanderten allogenen ethnischen, vor allem auch deutschen Gruppen verfügten nach eindeutiger Aussage der überlieferten Zeitdokumente auch schon vor der Verbreitung der nationalen Ideologie über eine ausgeprägte, staatspatriotisch motivierte hungarus-Identität. Dies war vor allem gerade deswegen möglich, weil in dieser vorkolonialen, feudalistischen Gesellschaftsordnung Sprache und Ethnizität noch keine primäreren Identitätsmarker waren (vgl. dazu Maitz 2005, S. 112 f.).

6.5. Abschwächungs- und Vermeidungsstrategien

Die explizite diskreditierende Abwertung als Überzeugungsstrategie ist als solche natürlich gefährlich, weil durch die Stigmatisierung unter Umständen auch das Gegenteil, die Selbstdissimilation als Abwehrstrategie erreicht werden kann. Dies ist den Textproduzenten offensichtlich bewusst, was man auch daran erkennt, dass sie parallel zur Diskreditierung auch verschiedene Abschwächungs-, Vermeidungs- und Verharmlosungsstrategien einsetzen. Diesem Zweck können u. a. modale Ausdrücke und Quantifikatoren dienen, vor allem aber auch Euphemismen, Metaphern und Metonymien. Und nicht zuletzt können diese Strategien auch dadurch realisiert werden, dass die Autoren bei ihren exkludierenden bzw. diffamierenden Aussagen (z. B. durch Indefinitpronomen oder den unbestimmten Artikel) referentielle Vagheit herstellen oder die negativ zu charakterisierenden Personen (etwa durch Analogie bzw. Personifikation durch Außenseiter) referentiell entfremden.⁴⁹ Und schließlich kommt es ebenfalls vor, dass die strategische Absicht, die diskreditierende Aussage sprachlich nicht explizit machen zu wollen, in logische, argumentative Fehler, Fehlschlüsse und inkonsistente Argumentationen mündet. Dies können wir etwa an folgendem Beispiel beobachten:

- (13) Natürlich erwartet niemand von einem Chinesen, der nach Amerika auswandert, um dort reich zu werden und so nach China zurückzukehren, dass er seinen Namen ändert. Wenn aber jemand seine ursprüngliche Heimat für immer verlässt und seine neue Heimat für seine eigentliche Heimat hält, wenn seine Nachkommen die Vorteile dieser jahrzehntelang genießen, dann sündigen sie meiner Ansicht nach, wenn sie an ihrem ursprünglichen Namen festhalten. Denn egal, welchen gesellschaftlichen Status sie einnehmen oder welche großartigen Ziele sie anstreben, sie werden stets Misstrauen wecken und als Fremde angesehen werden.⁵⁰

Die Argumentation verläuft hier entlang eines kontrastierenden Vergleichs zweier analoger, referentiell jedoch entfremdeter Situationen. Zunächst wird der Fall amerikanischer Arbeitsmigranten genannt, die von der moralischen Pflicht der Namenänderung entlastet werden. Dass diese Entlastung per analogiam nicht auf das angesprochene und zu überzeugende Publikum übertragen werden kann, wird nicht explizit gemacht. Aufgrund des kollektiven Weltwissens wird dies aber eindeutig, denn die beschriebene Situation entspricht in einem relevanten Merkmal nicht der der angesprochenen Gruppen. Bei ihnen handelt es sich ja nicht um Arbeitsmigranten, die sich nur vorübergehend im Land aufhalten. Umso mehr lässt sich dann aber ihre Situation mit dem zweitens charakterisierten Fall identifizieren: Auch die zu überzeugenden Gruppen haben im Auswanderungsland ihre neue Heimat gefunden und ihre Nachkom-

⁴⁹ Vgl. (12).

⁵⁰ Szentiványi (1895), S. 2.

men genießen die Vorteile eben dieser. In diesem Fall wird das Beibehalten des mitgebrachten fremden Familiennamens schon als Sünde, d. h. als moralisch unvertretbares Fehlverhalten charakterisiert. An dieser Stelle sehen wir die erste Vermeidungsstrategie: Die direkte Stigmatisierung der Betroffenen wird vermieden, indem die Proposition nicht direkt auf sie, sondern auf eine durch das Indefinitpronomen *jemand* entfremdete, nicht spezifizierte Gruppe bezogen wird. Nach dem Prämissensignal *denn* wird dann die Begründung für die Sündhaftigkeit des Festhaltens an der Namenstradition geliefert, diese nachgestellte Prämisse steht aber in keinem logischen Zusammenhang zur moralisch stigmatisierenden Konklusion (K) des Sündigens. Es wird nämlich kein moralisches Fehlverhalten beschrieben, vielmehr werden die negativen, diskriminierenden Folgen des Verhaltens angegeben: Misstrauen und Exklusion seitens der nationalen *Wir*-Gruppe (argumentum ad baculum). Das Hervorrufen dieser Reaktion kann jedoch zum einen schwer als eine beabsichtigte, moralisch unvertretbare Handlung bewertet werden und ist folglich semantisch unverträglich mit der Charakterisierung als Sünde. Und zum anderen steht es auch in keinem kausalen Zusammenhang zu dem vorher als distinktiv herausgestellten Kriterium der dauerhaften vs. permanenten Niederlassung. Schlüssig wäre die Argumentation dann, wenn hier die (wenn auch paraphrasierte oder abgeschwächte) Prämisse (P₁) stünde, dass Personen, die ihre neue Heimat für ihre eigentliche Heimat halten, mit dem Festhalten an ihrem ursprünglichen Namen sündigen:

- P₁ Das Festhalten am ursprünglichen Namen ist bei denen, die ihre neue Heimat für ihre eigentliche Heimat halten, eine Sünde.
 P₂ Die in Rede stehenden Personen halten ihre neue Heimat für ihre eigentliche Heimat.
-
- K Die in Rede stehenden Personen sündigen, wenn sie an ihrem ursprünglichen Namen festhalten.

Selbst wenn man also mit einer abschwächenden Formulierung rechnet, müsste diese nachgestellte Prämisse P₁ eine stigmatisierende Behauptung enthalten, wollte man eine einigermaßen plausible Argumentation herstellen. Dies ist dem Verfasser offensichtlich bewusst und wohl eben deshalb entscheidet er sich als Abweichungsmanöver zu einem argumentativen Bruch. Statt einer moralisch stigmatisierenden expliziten Aussage stellt er die negativen Folgen des Festhaltens am ursprünglichen Familiennamen dar, um auf diese Weise die Namensänderung als eigenes Interesse der Betroffenen herauszustellen.

Als Abschwächungs- und Vermeidungsstrategie werden von den Verfassern der analysierten Texte außerdem sehr oft euphemistische Formulierungen und Metaphern eingesetzt:

- (14) Es gibt in unserem Heimatland ungarisch fühlende und gesinnte, ungarischsprachige Familien, deren Namen aber fremd klingen. Dies muss geheilt werden.⁵¹

Hier ist es die Konzeptualisierung des Fremden-Familiennamen-Tragens als Krankheit, womit die explizite Diskreditierung der zu Überzeugenden vermieden und verdeckt wird. Das Tragen fremd klingender Familiennamen wird nicht mehr als Sünde bestempelt, sondern es wird als Krankheit dargestellt, die durch Magyarisierung geheilt werden kann. Durch diese Krankheitsmetapher werden die Betroffenen scheinbar von jeder Schuld entlastet, da man ja Krankheiten nicht selbst verantworten kann. Die Unschuld soll weiter auch durch die diskursive Inklusion der Träger solcher Namen herausgestellt werden: Sie werden als loyale Mitglieder der *Wir*-Gruppe charakterisiert, deren einziger Makel die Erbkrankheit des Fremden-Familiennamen-Tragens ist, unter dem sie unverschuldet leiden.

Bereits den Kern, d. h. den Inhalt der Namenideologie betrifft die Frage, ob bzw. inwieweit die einzelnen Autoren das Tragen ungarischer Familiennamen als notwendige, evtl. sogar auch hinreichende Voraussetzung für die Gruppenzugehörigkeit erachten. Bezüglich dieser Frage zeigen sich in den verschiedenen Texten recht markante Auffassungsunterschiede. Dieser Umstand dürfte zum einen darauf zurückzuführen sein, dass Ideologien, wie die Erfahrung vielfach zeigt, keineswegs immer – oder eher sogar selten – systematische, konsistente gedankliche Konstrukte sind und deswegen durchaus auch innere Widersprüche enthalten können.⁵² Zum anderen muss man aber gewiss auch damit rechnen, dass die konkrete Entscheidung für eine diesbezügliche kategorische (exkludierende) oder eben relativierende (inkludierende) Aussage in den Texten als bewusste Intensivierungs- oder Abschwächungsstrategie eingesetzt wird. Ein gemäßigter Standpunkt tritt uns jedenfalls in folgendem Zitat entgegen:

- (15) Wahr ist es, dass das Äußere nicht immer mit inneren, wahren ungarischen Gefühlen einhergeht, so wie auch ein fremd klingender Name die wahren ungarischen Nationalgefühle nicht ausschließt [...] wahr ist aber auch, dass der ungarische Name seinen Träger tiefer mit dem Ungartum verbindet, [...] und in ihm ein stärkeres ungarisches Selbstbewusstsein weckt.⁵³

Es ist deutlich erkennbar, dass der Autor das Tragen ungarischer Familiennamen hier weder als eine hinreichende noch als eine notwendige Voraussetzung für die nationale Gruppenzugehörigkeit darstellt. Zum einen wird anerkannt, dass ein ungarischer Familienname („das Äußere“) noch nicht zwangsläufig Gruppenloyalität bzw. Gruppenzugehörigkeit („wahre ungarische Gefühle“) impliziert, zum anderen werden wah-

⁵¹ Telkes (1898), S. 88.

⁵² Vgl. Woolard (1998), S. 6.

⁵³ Csányi (1915), S. 4.

re Nationalgefühle auch den Trägern fremder Familiennamen nicht von vornherein abgesprochen. Dem ungarischen Familiennamen wird hier lediglich eine gruppenkohäsive Funktion zuerkannt. Doch diese gemäßigte Einstellung verkörpert keineswegs den einzigen Standpunkt, der von den Diskursbeteiligten vertreten und verbreitet wird:

- (16) Es gibt viele gute Ungarn – Gott sei Dank! – mit fremden Namen. Viele sind nicht ganz zu Ungarn geworden, obwohl sie einen ungarischen Namen aufgenommen haben. In Wirklichkeit werden wir aber doch nur dann alle zu Ungarn, wenn alle auch in ihren Namen zu Ungarn werden.⁵⁴

In den ersten beiden Sätzen sehen wir hier noch die Ansicht, die auch in (15) in Erscheinung trat: Man kann auch mit einem fremden Namen ein guter Ungar sein und ebenso auch mit einem ungarischen Namen ein schlechter. Es ist aber auffällig, dass diese Aussagen in offensichtlichem, striktem Widerspruch zur Schlussbehauptung im nächsten (hier letzten) Satz stehen, in dem das Tragen ungarischer Familiennamen bereits als notwendige Voraussetzung der Gruppenzugehörigkeit postuliert wird. Der Widerspruch wird immerhin durch Lexeme mit relativierender Bedeutung (wie das Indefinitpronomen *viele* oder die Gradpartikel *ganz*) zu verdecken versucht. Die erste, inkludierende Aussage und die positive Charakterisierung fremde Familiennamen tragender Personen als *gute Ungarn* im ersten Satz scheinen hier – ähnlich wie in (6) etwa – lediglich ein Abschwächungs- und Inklusionsmanöver darzustellen, genauso wie die Verwendung des leserinklusive *wir* im letzten Satz. Durch diese Strategien soll die kategorisch exkludierende Schlussbehauptung, die durch das einleitende *In Wirklichkeit* auch emphatisch hervorgehoben wird, lediglich abgeschwächt bzw. verdeckt werden: Zu einem Ungarn wird man letzten Endes nur, wenn man auch nominal zu einem Ungarn wird – folglich seien Personen mit fremden Familiennamen keine Ungarn.

Und wie man schließlich das Tragen fremder Familiennamen als kategorisch exkludierendes Verhalten sehen und darstellen kann, sehen wir in (17):

- (17) Der ungarische Name ist sozusagen das *politische Bekenntnis* der Ungarn. Die Zugehörigkeit zur ungarischen Nation und die Nationalgefühle desjenigen, der einen ungarischen Namen trägt, stehen außer jedem Zweifel, denn sollte er kein Ungar sein wollen, so hätte er die Gelegenheit, seinen Namen zu ändern. Viele sagen: „Der Name ist nicht entscheidend, ich bin ein besserer Ungar mit meinem fremden Namen als jeder andere!“ Das *sagen* sie aber zumeist nur und wir müs-

⁵⁴ Lengyel (1917), S. 7.

sen ihnen glauben, denn sie sagen es ja. Warum aber demonstrieren sie es nicht, warum beweisen sie es nicht auch mit Taten?⁵⁵

Telkes postuliert hier das Tragen ungarischer Familiennamen bereits als einen hinreichenden Beweis bzw. ein eindeutiges Symbol der nationalen Gruppenzugehörigkeit bzw. der Gruppenloyalität. Um einen möglichen und offensichtlich bereits gekannten Einwand gegen dieses Postulat vorwegnehmend widerlegen zu können, setzt er nach der Formulierung und Begründung seiner Behauptung die rhetorische Figur der Prolepsis ein: Gegen die Ansicht, man könne auch mit einem fremden Familiennamen ein guter Ungar sein, wendet er skeptisch ein, es seien im Grunde nur leere Worte. Dies werde zumeist nur gesagt, ohne dass darauf beweisende Taten folgen würden. Ungarische nationale Identität und Gruppenloyalität bei gleichzeitigem Tragen eines nichtungarischen Familiennamens werden also als unglaubwürdig dargestellt, was in Kenntnis der am Anfang des Zitats formulierten These, der ungarische Name sei das politische Bekenntnis des Ungarn, auch nicht weiter verwundert. An einer späteren Stelle geht der Autor allerdings noch weiter:

(18) Möge die Namenmagyarisierung aus Eigennutz, Begeisterung oder irgendeinem tatsächlichen oder vermeintlichen Grunde heraus erfolgen: Die Nation wird dadurch nur gewinnen, denn derjenige, der seinen Namen magyarisiert hat, wird dadurch der Nation vollständig einverleibt.⁵⁶

Was hier gesagt wird, steht in striktem Widerspruch zu dem, was Telkes vorher behauptet hat. Während im zweiten Satz von (17) noch davon die Rede ist, dass die Nationalgefühle dessen, der einen ungarischen Familiennamen trägt, außer jedem Zweifel stehen, wird hier statt Loyalität durchaus auch schon der Opportunismus als Motiv der Namenmagyarisierung akzeptiert – Hauptsache, die Magyarisierung erfolgt tatsächlich. Hier tritt uns also ein radikal formalistisches Nationsverständnis entgegen, indem – wie der letzte Satz des Zitats zeigt – dem Familiennamen die Funktion zugesprochen wird, jemanden von allen Intentionen und Emotionen unabhängig in die Nation einzugliedern.

Um die radikalen Ansichten und Argumentationsstrategien, die wir besonders bei Telkes vorfinden, angemessen beurteilen zu können, müssen wir uns allerdings bewusst machen, dass er – wie oben schon angedeutet – auch selbst zu den Namenmagyarisierern gehörte. Somit können wir die von ihm vertretenen oder zumindest propagierten Ansichten auch als Mittel der **Selbstrechtfertigung** sehen. Dass die Namenmagyarisierung als das einzig vertretbare, politisch und moralisch notwendige Verhalten dargestellt wird, hat auch die Funktion, das eigene Verhalten, d. h. seine ei-

⁵⁵ Telkes (1898), S. 3 f., Hervorhebung im Original.

⁵⁶ Telkes (1898), S. 91.

gene Namenmagyarisierung zu rechtfertigen und als politisch-moralische Pflichterfüllung darzustellen. Darüber hinaus lässt sich die Radikalität von manchen der kommunizierten Inhalte auch mit dem in der Sozialpsychologie als **Überanpassung** bekannten Phänomen leicht in Verbindung bringen: Wir sehen bei einem „von außen“ kommenden, der sich um seine soziale (nationale) Integration bemüht, die Übererfüllung der Gruppenerwartungen, was zwangsläufig weniger Flexibilität und Toleranz in Bezug auf nicht gruppentypische, normkonforme Verhaltensformen zur Folge hat.

7. Fazit

Durch die oben durchgeführten Analysen wurde das Ziel verfolgt, diejenigen wichtigsten Diskursstrategien (Inhalte wie sprachliche Repräsentationen) transparent zu machen, mit deren Hilfe im Namenmagyarisierungsdiskurs des ausgehenden 19. Jahrhunderts die Vermittlung der nationalen Namenideologie und damit zugleich die Überredung zur Namenänderung bewältigt wurden. Wir haben gesehen, wie im Sinne dieser Ideologie dem ungarischen Familiennamen die Funktion aufgetragen wurde, nationale Identität zu stiften und zu symbolisieren. Durch diese nationalpolitische Instrumentalisierung wurde der Familienname zu einem Ausschluss- und Machtinstrument, durch ihn wurden asymmetrische Machtverhältnisse innerhalb der Gesellschaft hergestellt: Indem die Zugehörigkeit zur nationalen *Wir*-Gruppe nunmehr an die Voraussetzung des Tragens ungarischer Familiennamen gebunden war, wurden aus den nichtungarische Familiennamen tragenden ethnolinguistischen Gruppen Ungarns plötzlich Außenseiter, Fremde, deren soziale (nationale) (Re)Integration – im Sinne der zu verbreitenden nationalen Namenideologie – nunmehr an die Namenmagyarisierung gebunden war. Die Vermittlung genau dieses Gedankens war die zentrale Aufgabe der Namenmagyarisierungspropaganda, allerdings auf eine dahingehend manipulative Weise, dass der Druck, den Familiennamen magyarisieren zu müssen, diskursiv verdeckt wird und stattdessen als eigenes Interesse der zu Überredenden bzw. einzig legitimes Verhalten erscheint.

Dass infolge der nationalen (Namen)ideologie auf diese Weise soziale Ungleichheit bzw. Ungerechtigkeit generiert wurde, darf nicht übersehen werden: Ein (namen)ideologisches Konstrukt hat neue, vorher nicht existierende Gruppengrenzen gezogen und somit zur Spaltung einer bis dahin kohärenten sozialen Großgruppe geführt. Es hat bestimmte Segmente der Ingruppe in Außengruppen umgewandelt, die dafür, dass sie in diese nunmehr neu definierte Ingruppe wieder aufgenommen werden, einen hohen Preis bezahlen mussten: die Aufgabe ihrer ererbten Familiennamen, einen der wichtigsten Marker individueller Identität und eines der wichtigsten Symbole familiärer Zusammengehörigkeit.

Literaturverzeichnis

- Bindorffer (2005) = Bindorffer, Györgyi: „Wir Schwaben waren immer gute Ungarn.“ (= Ungarndeutsches Archiv 8). Budapest.
- Blommaert (1997) = Blommaert, Jan: Introduction: Language and politics, language politics and political linguistics. In: Blommaert, Jan/Bulcaen, Chris (Hrsg.): Political Linguistics. (= Belgian Journal of Linguistics 11). Amsterdam, S. 1–10.
- Bluhm [u. a.] (2000) = Bluhm, Claudia/Deissler, Dirk/Scharloth, Joachim/Stukenbrock, Anja: Linguistische Diskursanalyse: Überblick, Probleme, Perspektiven. In: Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht 86, S. 3–19.
- Csányi (1915) = Csányi, Gusztáv: A névmagyarosítás szabályai [Die Regeln der Namenmagyarisierung]. Budapest.
- Eder (2006) = Eder, Ulrike: „Auf die mehrere Ausbreitung der deutschen Sprache soll fürgedacht werden.“ Innsbruck - Wien - Bozen.
- Fairclough (1995) = Fairclough, Norman: Critical Discourse Analysis. London.
- Gal (2001) = Gal, Susan: Linguistic theories and national images in nineteenth-century Hungary. In: Gal, Susan/Woolard, Kathryn A. (Hrsg.): Languages and Publics: The Making of Authority. Manchester, S. 30–45.
- Gardt (1999) = Gardt, Andreas: Sprachpatriotismus und Sprachnationalismus. Versuch einer historisch-systematischen Bestimmung am Beispiel des Deutschen. In: Gardt, Andreas/Haß-Zumkehr, Ulrike/Roelcke, Thorsten (Hrsg.): Sprachgeschichte als Kulturgeschichte. Berlin - New York, S. 89–113.
- Gardt (2000) = Gardt, Andreas: Sprachnationalismus zwischen 1850 und 1945. In: Gardt, Andreas (Hrsg.): Nation und Sprache. Die Diskussion ihres Verhältnisses in Geschichte und Gegenwart. Berlin - New York, S. 247–271.
- Girnth (2002) = Girnth, Heiko: Sprache und Sprachverwendung in der Politik. Eine Einführung in die linguistische Analyse öffentlich-politischer Kommunikation. Tübingen.
- Hutterer (1961) = Hutterer, Claus Jürgen: Hochsprache und Mundart bei den Deutschen in Ungarn. In: Grosse, Rudolf/Hutterer, Claus J.: Hochsprache und Mundart in Gebieten mit fremdsprachlichen Bevölkerungsteilen. Berlin, S. 33–71.
- Irvine/Gal (2000) = Irvine, Judith T./Gal, Susan: Language Ideology and Linguistic Differentiation. In: Kroskrity, Paul V. (Hrsg.): Regimes of Language: Ideologies, Politics, and Identities. Santa Fe, S. 35–83.
- Jäger (2004) = Jäger, Siegfried: Kritische Diskursanalyse. Eine Einführung. 4. Auflage. Duisburg.
- Jaworski/Coupland (2006) = Jaworski, Adam/Coupland, Nikolas (Hrsg.): The Discourse Reader. 2nd edition. London - New York.
- Jørgensen/Phillips (2002) = Jørgensen, Marianne/Phillips, Louise (Hrsg.): Discourse Analysis as Theory and Method. London.
- Jung (2005) = Jung, Matthias: Diskurshistorische Analyse - eine linguistische Perspektive. In: Wengeler, Martin (Hrsg.): Sprachgeschichte als Zeitgeschichte. (= Germanistische Linguistik 180–181). Hildesheim - New York, S. 165–193.
- Kaganoff (1977) = Kaganoff, Benzion C.: A Dictionary of Jewish Names and their History. New York.
- Karády/Kozma (2002) = Karády, Viktor/Kozma, István: Név és nemzet. Családnév-változtatás, névpolitika és nemzetiségi erőviszonyok Magyarországon a feudalizmustól a kommunizmusig [Name und Nation. Familiennamenwechsel, Namenpolitik und Nationalitätenverhältnisse in Ungarn vom Feudalismus bis zum Kommunismus]. Budapest.
- Kocka (1988) = Kocka, Jürgen: Bürgertum und bürgerliche Gesellschaft im 19. Jahrhundert. Europäische Entwicklungen und deutsche Eigenarten. In: Kocka, Jürgen (Hrsg.): Bürgertum im 19. Jahrhundert. Deutschland im europäischen Vergleich. München, S. 11–76.

- Kocsány (1995) = Kocsány, Piroska: Rhetorische Fragen und Rhetorizität. In: Kertész, András (Hrsg.): Sprache als Kognition – Sprache als Interaktion. Studien zum Grammatik-Pragmatik-Verhältnis. Frankfurt am Main, S. 236–264.
- Lengyel (1917) = Lengyel, Zoltán: Magyar Névkönyv [Ungarisches Namenbuch]. Budapest.
- Maitz (2005) = Maitz, Péter: Sozialpsychologie des Sprachverhaltens. Der deutsch-ungarische Sprachkonflikt in der Habsburgermonarchie. Tübingen.
- Maitz (2008) = Maitz, Péter: Linguistic nationalism in nineteenth-century Hungary: Reconstructing a linguistic ideology. In: Journal of Historical Pragmatics 9.1, S. 20–47.
- Maitz/Farkas (im Druck) = Maitz, Péter/Farkas, Tamás: Der Familienname als Nationalsymbol. Über den Untergang deutscher Familiennamen im Ungarn des 19. Jahrhunderts. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 36.2.
- Paikkala (2004) = Paikkala, Sirkka: Se tavallinen Virtanen [Der gewöhnliche Virtanen]. Suomalaisen sukunimikäytännön modernisoituminen 1850-luvulta vuoteen 1921 [Die Modernisierung der Familiennamenpraxis in Finnland im Zeitraum von 1850 bis 1921]. Helsinki.
- Pollak (2002) = Pollak, Alexander: Kritische Diskursanalyse – ein Forschungsansatz an der Schnittstelle von Linguistik und Ideologiekritik. In: Zeitschrift für Angewandte Linguistik 36.1, S. 33–48.
- Rolf (1993) = Rolf, Eckard: Die Funktionen der Gebrauchstextsorten. Berlin – New York.
- Schieffelin/Woolard/Kroskrity (1998) = Schieffelin, Bambi B./Woolard, Kathryn A./Kroskrity, Paul V. (Hrsg.): Language Ideologies: Practice and Theory. New York – Oxford.
- Simonyi (1917) = Simonyi, Zsigmond: Magyar név [Ungarischer Name]. In: Magyar Nyelvőr 46, S. 201–205.
- Stukenbrock (2005) = Stukenbrock, Anja: Sprachnationalismus. Sprachreflexion als Medium kollektiver Identitätsstiftung in Deutschland (1617–1945). Berlin – New York.
- Szentiványi (1895) = Szentiványi, Zoltán: Századunk névváltoztatásai [Die Namenänderungen unseres Jahrhunderts]. Budapest.
- Telkes (1898³/1906⁴) = Telkes, Simon: Hogy magyarosítsuk a vezetékneveket? [Wie sollen wir die Familiennamen magyarisieren?] 3./4. Auflage. Budapest.
- van Dijk (1997) = van Dijk, Teun (Hrsg.): Discourse Studies: A Multidisciplinary Introduction. Vol. 1: Discourse as Structure and Process: A Multidisciplinary Introduction. Vol. 2: Discourse as Social Interaction: A Multidisciplinary Introduction. London.
- Verner (1994) = Verner, Andrew M.: What's in a Name? On Dog-Killers, Jews and Rasputin. The Slavic Review 53.4, S. 1046–1070.
- Warnke (2007) = Warnke, Ingo (Hrsg.): Diskurslinguistik nach Foucault. Theorie und Gegenstände. Berlin – New York.
- Weiss/Wodak (2003) = Weiss, Gilbert/Wodak, Ruth: Introduction: Theory, Interdisciplinarity and Critical Discourse Analysis. In: Weiss, Gilbert/Wodak, Ruth (Hrsg.): Critical Discourse Analysis: Theory and Interdisciplinarity. New York, S. 1–32.
- Wodak [u. a.] (1998) = Wodak, Ruth [u. a.]: Zur diskursiven Konstruktion nationaler Identität. Frankfurt am Main.
- Wodak/Chilton (2005) = Wodak, Ruth – Chilton, Paul (Hrsg.): A New Agenda in (Critical) Discourse Analysis. Amsterdam – Philadelphia.
- Wodak/Meyer (2001) = Wodak, Ruth – Meyer, Michael (Hrsg.): Methods of Critical Discourse Analysis. London.
- Woolard (1998) = Woolard, Kathryn A.: Introduction: Language Ideology as a Field of Inquiry. In: Schieffelin/Woolard/Kroskrity (1998), S. 3–47.

